

Die Axtelle Welt

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Binder stand im Laden und tat sehr über- rascht, Kesi hier zu treffen. Nichts verriet die freudige Erregung, die in ihm war. Auf den Lippen lag das gewohnte, feine Lächeln, in den Augen der überlegene Ausdruck des harmlosen Spötters, als er so nebenbei erzählte, er hätte auf dem Wege zu Krall „so ein bißl hereinsehen“ und mit dem Herren Gemeinderat diskutieren wollen, und nun treffe er un- erhofft Frau Kesi. Eine leichte Röte flog dabei auf seine Wangen, als wollte sie seine Worte klagen strafen.

Kesi hatte sich zitternd erhoben und reichte ihm gluthübergossen die Hand. Sie schlug voll Verlegenheit die Augen nieder. Ihr war es, als müßte er mit seinem durchdringenden, for- schenden Blick alles sehen, was in ihr vorging, und sie empfand plötzlich eine so schreckhafte Angst vor ihm, daß sie auf seine höfliche Frage nach ihrem Befinden keine Antwort wußte und un- zusammenhängende Worte zu stammeln begann.

Auch er fand nicht gleich den rechten Ton. Das Gespräch schleppte sich mühselig hin. Jeder fühlte, wie herzlich gleichgültig das alles war und daß er eigentlich etwas anderes sagen wollte, doch keiner wußte die passende An- knüpfung zu finden. Frau Wendel gähnte laut, Kesi studierte mit großer Aufmerksamkeit den Inhalt der Regale, und Binder drehte seinen blankgebürsteten Zylinder verlegen zwischen den Fingern. Er ärgerte sich über seine Ungeschick- lichkeit und war doch froh darüber, daß er nicht in die Lage kam, sich ein unvorsichtiges Wort ent- schlüpfen zu lassen.

So erhob er sich denn endlich und nahm Ab- schied. Sie war enttäuscht. Das war es, wo- nach sie sich so gesehnt hatte! . . . Eine schmerz- liche Ernüchterung schob sich zwischen beide und senkte einen leisen Groll in ihre Herzen.

Doch am nächsten Tage zog es ihn wieder zu Kesi. Hell leuchtete es in ihren Augen auf, als sie ihn ins Zimmer treten sah. Auch in ihr drängte alles nach einer Aussprache mit ihm.

„Also, lassen S' Ihnen doch bei uns an- schauen!“ rief sie ihm freudig entgegen.

„Doch —? Glauben Sie denn, Frau Kesi, ich wäre nicht schon längst gern gekommen?“

„No, und warum haben S' es net 'tan? Mich hätt's so g'freut!“

Er lachte. „Schade, daß ich keine Zeit ge- habte habe. Sonst hätte ich Ihnen schon längst die Freude gemacht, Frau Kesi. Ich bin ja kein schlechter Mensch —“

„Aber noch immer der alte Spasvogel. Ihren Humor haben S' noch behalten.“

„Gott sei Dank, Frau Kesi. Der hat mir über vieles hinweggeholfen.“

„Wegg'holten? Ihnen is 's doch immer sehr gut 'gangen da draußen?“

„Nun, wie man's nimmt.“

„Gehen S', erzählen S' was, Herr Binder,“ sagte sie, schon ganz ungezwungen, „mich hat's alleweil so interessiert, was Sie machen.“

„Wirklich? . . . Sehen Sie, ich hab immer geglaubt —“

„No, was haben S' denn 'glaubt, Herr Binder? No, was?“

„Wissen Sie, Frau Kesi,“ sagte er zögernd, „ich hab in der Fremde sehr oft so das Gefühl gehabt, jetzt wäre es gut, wenn man jemand hätte, den man schreiben könnte, wie 's einem geht. Wenigstens wär man nicht so allein und verlassen. Und da hab ich mir manchmal ge- dacht, Frau Kesi — wenn ich jetzt Ihnen schreibe —“

„Und warum haben Sie's net tan? Warum, Herr Binder?“ rief sie hastig, fast vorwurfsvoll.

„Mich hätt's sehr g'freut. Ich hätt Ihnen auch gern g'schrieben und g'wüßt, wie's Ihnen geht. Und überhaupt, Herr Binder, mich hat's wirk- lich gewundert, daß man nie nir von Ihnen g'hört hat. Wenn man fünf Jahre beisammen g'wohnt hat —“ Heiße Röte stieg ihr in die Wangen.

„Nicht schimpfen, Frau Kesi!“ mahnte er mit wehmütigem Lächeln. „Daselbe hab auch ich mir oft gedacht — aber, da ist's mir immer eingefallen, wie kommt denn ich dazu, Ihnen zu schreiben, was interessiert es denn Sie' wie's dem Binder geht! . . . Und dann, wie ich er- fahren hab —“

Er stockte und sah Kesi hilflos an. Wenn ihm jetzt nur irgend etwas einfiele, dachte er. Die Wahrheit wollte er nicht sagen.

„Was haben S' erfahren?“

„Nun, daß Sie —“

Kesi verfärbte sich. Sie fühlte, was er sagen wollte und welche Gedanken ihn beschlichen. „Waren S' böse auf mich, Herr Binder?“ fiel sie ihm leise ins Wort. Die Frage war ihr plötzlich ent- schlüpft, ehe sie wußte, was sie sprach. Sie selbst erschrak vor dem wehmütig ernst- klaren Klang ihrer Stimme.

„Böse — Dazu hab ich doch kein Recht ge- habt, Frau Kesi.“ Er seufzte. „Wissen Sie, Frau Kesi, ich hab's ja sehr bald gut getroffen

in Berlin,“ sagte er ausweichend, „aber in Wien war's doch immer viel schöner. . . . Erinnern Sie sich noch, wie ich Sie immer geärgert hab?“

Ihre Augen leuchteten wie die eines glück- lichen Kindes. „No, 's war net so g'fährlich, Herr Binder. 's is immer sehr lustig a'wesen.“

„Sehen Sie, ich hab mir immer Vorwürfe gemacht, was ich für ein unanstehlicher Mensch war —“

„Aber gehen S', Herr Binder!“

Er lachte herzlich. „Ja, ja, aber schön war's doch. . . . Merkwürdig, ich hab immer geglaubt, Sie sind böse.“

Nun lachte Kesi. Seit langer Zeit das erste Mal wieder ungezwungen und mit glücklich heiterer Miene. „Sie auch? Das is aber lustig! Glaubt der eine vom andern, daß er böse ist, und 's is net wahr. . . . Eigentlich is 's aber gar net lustig,“ fügte sie sinnend hinzu. „Wenn ich mir so denk, was ich mich über Sie dann a'örgert hab, wie S' so plötzlich fort sind und net einmal „Adieu, leben S' wohl!“ g'sagt haben — war ich wirklich böse.“

Er fuhr zusammen und sah ihr mit einem seltsam wehmütigen Blick ins Gesicht. „Das hätte ich allerdings nicht gedacht, Frau Kesi, daß Ihnen das nahe gehen würde. Sonst hätt ich's nicht getan. Ich wollte ja nur mir den Ab- schiedschmerz ersparen.“

Ein kurzer, flüchtiger Blick aus ihren Augen traf ihn, ein Blick, der ihn erschreckte. An ihm erkannte er, daß er sich verraten und von seinen Gefühlen hatte zu weit fortreißen lassen. Gegen seine guten Vorsätze. „Nun ja,“ lenkte er klein- laut ein, „wenn man so lange Jahre irgendwo gewesen ist, dann reißt man sich doch schwer los, nicht wahr, Frau Kesi? . . . Und wissen Sie, ich fürchtete, es könnte vielleicht dazu kommen, daß ich dann gar nicht wegging —“

„Wenn Sie mir „adieu“ g'sagt hätten?“ — Ihre Stimme zitterte in schmerzlicher Ueber- raschung. Er sah sie bestürzt an.

„Ja. — Das heißt — alle Erinnerungen an vergangene, angenehme Stunden tauchen dann in einem auf — nicht wahr, Frau Kesi? — und das ist doch nicht das richtige Mittel, sich Mut für die Abreise zu holen. . . . Uebrigens waren Sie ja gar nicht zu Hause. Sie haben doch damals einen Ausflug gemacht —“

„Das wissen Sie noch heut?“

Er lächelte schmerzlich. „Solche Dinge merkt man sich sehr gut. Ich hab noch oft und oft an diesen letzten Sonntag gedacht.“

„Warum haben S' dann nie g'schrieben?!“ rief sie nach einer Pause. Es klang wie ein ernster Vorwurf, wie ein Rotschrei, der sich unwillkürlich ihrem gequälten Herzen entrang. „Manches wäre anders gekommen,“ lag es wie bedauernd in dem Ton, in dem sie an ihn die Frage richtete. „Wie haben S' Ihnen erkundigt, außer das eine Mal beim Krall —“

„Das wissen Sie auch? Na, dieser Krall ist doch wirklich ein altes Weib! Kann der Mensch nichts für sich behalten!“

„Ja, er hat mir's g'sagt. . . Dann hat nur noch einmal der Herr Brandow von Ihnen erzählt, daß S' nach England sind, und bald darauf waren S' selber da.“

„Ja, dann war ich da,“ sagt er gedehnt, „und möchte am liebsten wieder weg.“

„Im Ernst?“ rief sie erschreckt. „Ja, warum denn, Herr Binder?“

Er wagte es nicht, sie anzusehen. Vor ihrem angstvoll fragenden Blick wären, das fühlte er, seine sittlich festen Vorsätze wie Wachs zerfließen. „So schön ist's ja doch nicht mehr, wie es früher war,“ sagte er bekümmert. „Kennen Sie nicht das Gefühl, liebe Frau Nesi, wie's einem zumut ist, wenn man nach langer Abwesenheit wieder irgendwohin kommt und alles ganz anders findet, als man's noch in der Erinnerung hat? . . . Es ist doch besser, man zerstört sich seine Illusionen nicht und läßt es bei der bloßen Erinnerung. . . . Ach ja, und das ist dabei das Traurige, wenn man weg ist, sehnt man sich wieder zurück, und so kann man sich's nie recht machen.“

Sein Blick blieb an ihr haften. Sie fühlte es, obwohl sie zu Boden sah. Sie glaubte zu wissen, was er meinte, und mußte sich mit aller Gewalt zusammennehmen, um nicht vor Schmerz aufzuschreien. Sie hörte jetzt den Vorwurf aus seinen resignierten Worten und schämte sich vor ihm. . . . Er wußte alles. Er wußte, daß sie ihren Mann nicht liebte. . . . O Gott, wie schlecht, wie verächtlich mußte sie ihm erscheinen! Ein Wunder, daß er's nicht laut heraus sagte.

Sie starrte aufs Tisch Tuch und zeichnete Figuren mit dem Finger darauf. Um ihre Lippen zuckte es fortwährend. Auch Binder schwieg. Er sah die mächtige Erregung, die in ihr war, und wußte nicht, wie er sie deuten sollte. Zitrnte sie ihm, daß er ihr solche Enthüllungen gemacht hatte? Wozu hatte er ihr denn das alles gesagt? . . . Daß er sich auch gar nicht beherrschen konnte!

So sprachen sie beide kein Wort mehr, beide bemüht, die Verlegenheit, die jetzt in ihnen war, zu verbergen. Zum Glück kam bald Greifeneder. Er war freudig überrascht, den Herrn Generaldirektor bei sich zu finden. Binder begrüßte ihn mit großer Freundlichkeit, als hätte er ihm ein Unrecht abzubitten. In Nesi bäumte sich's trotzig auf. Nicht um alles in der Welt hätte sie ihrem Manne jetzt auch nur ein gutes Wort sagen können. Es kam ihr wie ein Verbrechen an Binder vor, wie eine Kränkung, die sie ihm zugefügt hätte.

Als Binder sich empfohlen hatte, rief sich Greifeneder die Hände. Wie liebenswürdig der Herr Generaldirektor gewesen wäre, sagte er schmunzelnd zu Nesi. Endlich fange sie doch an gescheiter zu werden und sich vernünftig zu benehmen. Es wäre auch schon Zeit, daß sie ihr mürrisches, abstoßendes Wesen ablege, das ihm nur Feinde mache.

17.

Der Abend wollte gar kein Ende nehmen. Boff Widerwillen hörte Nesi Greifeneders lehrhafte Ermahnungen. Wie verhaßt ihr dieser Mensch heute war! Ihr Herz war übervoll, unklare Empfindungen kämpften drin gegeneinander, ihr war es, als müßte es ihr die Brust sprengen — und er tappte mit seinen plumpen, alltäglichen Worten hinein, so daß jeder Nerv in ihr vor Empörung zitterte. Jede seiner

Mienen und seiner Bewegungen stieß sie ab und reizte sie zur Auflehnung.

Früher als sonst erhob sie sich wortlos und ging ins Schlafzimmer. Nun konnte sie erleichtert aufatmen, von seinem lästigen Anblick befreit. Doch gleich darauf wurde sie von einer unerklärlichen Angst ergriffen. Sie hatte plötzlich Furcht vor Binder. Sie entsetzte sich vor den Gefühlen, die seine Nähe in ihr gebieterisch wachgerufen hatte. . . . Sie konnte sie nicht abwehren. Unerbittlich stürmten sie auf sie ein und nahmen von ihr Besitz. Sie sah den Abgrund, der sich vor ihr auftrat und in den sie zu versinken drohte. . . .

Die ganze Nacht verbrachte sie ohne Schlaf. Sie zitterte vor dem Morgen, an dem sie sich — sie fühlte es deutlich — endlich entscheiden mußte, ob sie dieses Leben der Lüge weiterführen sollte oder Binder offen ins Auge sehen durfte. Ihm noch einmal so entgegenzutreten, das konnte sie nicht mehr wagen. Sie hätte sich vor Schande verkriechen müssen, wenn er seinen fragenden Blick auf sie richtete. . . .

Als sie sich vom Lager erhob, mit blassem, übernächtigem Gesicht und tiefumrandeten Augen, stand es in ihr fest, daß sie nicht einen Tag länger im Hause ihres Mannes bleiben durfte. Binders wegen nicht. Sie schämte sich vor ihm. Das Bewußtsein, daß sie dieser Lüge und Schmach ein Ende machen mußte, brannte auf ihrer Seele. Zwischen ihm und ihr durfte nichts sein, was sie in seiner Achtung sinken ließ.

„Ich habe geschlitt,“ wollte sie ihm sagen, „nur zum Teil durch eigene Schuld, ich habe es bitter bereut und schwer gebüßt, und nun will ich's wieder gut machen, Du darfst nicht schlecht von mir denken, Du darfst nicht, Du nicht!“ . . . Wenn sie aber aus Bequemlichkeit den letzten Schritt nicht wagte, dann mußte sie alles ertragen, auch seine Verachtung. . . .

Greifeneder saß schon beim Frühstück, als sie ins Wohnzimmer trat. Sie ging geradeaus auf ihn zu und blieb hart vor ihm stehen. Er staunt blickte er auf. Das war schon lange nicht vorgekommen. Gewöhnlich zeigte sie sich gar nicht, so lange er morgens zu Hause war.

„Was willst denn?“ fragte er halb zärtlich und halb unwillig verwundert. „Möcht'st was von mir?“

„Ja,“ klang es tonlos zurück, „ich hab mit Dir zu reden.“ Trotzdem sie sich's vorgenommen hatte, dabei ruhig zu bleiben, zitterte ihre Stimme merklich.

„Da schau her! Das war was Neues! Schon lang net die Ehre g'habt. Da bin ich aber sehr neugierig. Du bist ja ganz aufgeregt. Also — ruck heraus!“

Ihr versagte die Sprache vor Zorn, so herausfordernd höhnisch klangen seine Worte. Sie hatte sich alles hübsch zurechtgelegt, wie sie's ihm in Ruhe sagen wollte, daß es so nicht ginge und es daher das Beste wäre, sie trennten sich friedlich. — Doch nun war es wie weggeweht, sie konnte sich an gar nichts erinnern. Bloß der eine Gedanke „fort, fort von ihm!“ stand wie ein Flammenzeichen gebieterisch vor ihren Augen.

„Du — laß mich frei!“ kam es gestammelt heraus.

„Was?“ Er sah sie erstaunt an, als hätte sie etwas absonderlich Seltsames gesagt. Das hatte er für längst abgetan gehalten und nicht geglaubt, daß sie es je wieder hervorholen würde, gerade so wie er sich darein gefügt hatte, dieses trostlose Dasein geduldig weiter zu ertragen.

Jetzt fühlte er plötzlich wieder, wie namenlos elend das Leben war, das er an ihrer Seite führte. Er hatte eine Frau und hatte keine. Ueber nichts konnte er mit ihr sprechen, mit allen Sorgen mußte er allein fertig werden, und wenn sein Blut stürmisch nach ihr verlangte, entzog sie sich ihm mit schadenfrohem Hohn. Seit Monaten hatte er ihr Schlafzimmer

nicht betreten dürfen und seinen brennenden Durst aus Bechern stillen müssen, aus denen jeder Vorübergehende sich sein Teil holen durfte. Es war ein Hundeleben. Jeder Tagelöhner hatte es besser. . . .

Nein, so konnte es nicht weitergehen, dachte er. Eigentlich hatte sie recht. Wozu denn diese unsinnigen Rücksichten, denen zuliebe man sich langsam zu Tode martern ließ! . . . Er wollte ihr schon zustimmen. Ja, es wäre das Beste, scheiterte, wollte er ihr sagen, reinen Tisch zu machen und sich nicht fortan weiter unnütz zu quälen.

Doch der Anblick der jungen, schönen Frau, die er seit langer Zeit zum ersten Male wieder in ihrer reizenden Morgenkleidung sah, entzündete seine Sinne zur forschenden Blut. . . . Nein, nein, schrie es in ihm auf, es wäre eine Dummheit, sein gutes Recht so ohne weiteres aufzugeben. Mit aller Kraft wollte er ihren Besitz festhalten. Den Herrn wollte er ihr von nun an zeigen und ihren Widerstand mit Gewalt brechen. Das Geseß war auf seiner Seite.

Er lachte höhnisch auf. „Könnt mir einfallen! Du g'hörst mein, und überhaupt — die Faren haben sich aufgehört, verstehst? . . . Wart!“

„Michel,“ flehte sie eindringlich, „schau, was hast denn davon? Zwingen kannst mich ja doch zu mir. . . . Und was hast denn überhaupt von mir? Mir als Meger. . . . Schau, 's is ja für uns beide g'scheiter —“

„Kümmer Dich net um mich! Ich werd mir schon allein helfen, Du — Du — na, ich werd Dir's schon zeigen!“

„Michel, red Dich net in Wut hinein, schau, laß Dir's sagen. Das is ja kein Leben net, wir's beide führen. Wir haben uns halt g'irrt, gehen wir in Frieden auseinander! Ich werd Dir so dankbar sein, Michel, und Du wirst auch einmal froh sein, wenn's vorüber is. . . . Gib mich frei, Michel!“

„Ja, freilich! Für Dein Liebhaber soll ich der Narr sein und mich auslachen lassen? Fallt mir gar net ein! Da bleibst und parieren mußt d', sonst — Ich laß mir keine Schand machen, ich net!“

„Michel, ich will die ganze Schand auf mich nehmen!“ schrie sie auf, „hörst es, Michel, auf mich allein! Ganz allein! Was Du willst, kannst von mir sagen, das Allersehchteste, aber gib mich frei! . . . Und ich schwör Dir's, Michel,“ rief sie mit angstersticker, flehender Stimme, „ich hab niemanden, ich hab kein Liebhaber net, ich schwör Dir's —“

„Ja, ja, wer's glaubt, wird selig!“

„Bei meiner Seel, Michel, niemand! Ich schwör Dir's, Michel, ich sag Dir die Wahrheit. Ich kann net bei Dir bleiben, das is alles. Ich kann net. Eher sterb ich, ehe ich — nein, nein, Michel, 's könnt noch zu ein Unglück kommen! Und Du tußt Dir nix Gut's, Michel, wenn Du mich zwingst. Lügen kann ich net — ich muß Dir's sagen, ich mag Dich net, Du bist mir z'wider. . . . Gib mich frei, Michel, gib mich frei, bitte, bitte, gib mich frei!“

„Just net!“ rief er voll Wut. „Jetzt grad net! Ich werd Dir schon Deine Berrücktheiten austreiben!“

Sie stand noch zitternd vor ihm. Auf ihrem Gesicht lag fahle Blässe. Aber die Augen brannten wie glühendes Feuer. Um die Lippen zuckte es, als wollte sie etwas sagen.

Nach einer Weile ging sie wortlos aus dem Zimmer. Argwöhnisch folgte ihr Greifeneder hinaus, kehrte aber beschämt zurück, als er sie in der Küche stehen und mit dem Mädchen über den Einkauf sprechen sah.

Er lächelte verächtlich. Na, das war also das richtige Mittel gewesen, dachte er zufrieden. . . . Den Frauenzimmern mußte man nur den Herrn zeigen, dann bekam man sie klein. Wenn man sich wie ein Waschlappen benahm, war's geschlitt.

Als er fort war, zog Nesi eines der Kleider an, das sie sich während ihrer Brautzeit gemacht hatte, packte rasch in eine Schachtel die wenigen Habseligkeiten zusammen, die sie selbst in die Ehe gebracht hatte, und wartete, bis das Mädchen zum Einkaufen wegging. Einige Minuten später verließ sie das Haus.

Sie ging zu den Eltern. Es war noch ziemlich früh am Morgen. Die Mutter bediente im Laden, der Vater saß rauchend in einer Ecke und las die Zeitung. Beide blickten ganz erstaunt die Tochter an die nach einem sichtlichigen Gruß ins Zimmer ging.

Hier packte Nesi ihre Sachen aus. Dann trat sie ans Fenster. Im Hof war Winterstille, im Gärtchen lag noch schmutzgrauer Schnee, doch hier und da schimmerte schon ein frühlingverheißendes Stückerchen Rasen hervor. Nesi schloß sich wieder zu Hause. Wie wenn gar kein Zwischenraum zwischen jetzt und damals läge, als sie weggegangen war. Das alles war wie aus der Wirklichkeit gestrichen. Alles Bewegende und Kesselnde, das ihr die ganze Zeit wie ein unnatürlicher, böser Traum vorgekommen war. Nun lebte sie ihr wirkliches Leben weiter fort, als wäre es immer so gewesen.

Ganz verwundert sah sie sich um, als die Mutter plötzlich an sie die Frage richtete, was denn das alles zu bedeuten habe. Sie machte sich ja hier bequem, als wenn sie zu Hause wäre — Dann erwachte sie aus ihren Träumen. „Ich geh auch net mehr fort.“ sagte sie gelassen und sah der Mutter entschlossen ins Gesicht.

Die alte Frau verfärbte sich. Sprachlos und nach Atem ringend blickte sie ihre Tochter an, und „Vatter, Vatter!“ schrie sie im nächsten Augenblick, so laut, daß Wendel rasch ins Zimmer hereinstürzte, voll Aerger, daß man ihn in seiner Zeitungslektüre störte.

Als ihm die Mutter in hastigen, abgerissenen Worten von Nesis Mißtat erzählt hatte, ballte er gegen seine ungeratene Tochter drohend die Fäuste und erhob ein solches Wutgeheul, daß alle Nachbarn zusammenliefen und voll Teilnahme die erregte Gruppe umstanden. Frau Mondraschet war die erste im Zimmer, hinter ihr kam eine alte, humpelnde Pfriindnerin, die jetzt bei ihr zu Miete wohnte, dann tauchte die unsichtige Frau Thomas auf, die im Hause nichts ohne ihre Anwesenheit geschehen ließ.

Indes Wendel seinen ganzen Vorrat an Schimpfworten durchging, machten die anderen ihre Klößen. Sie konnten es nicht begreifen, wie eine Tochter so braver, frommer Eltern, die ihr stets mit dem besten Beispiel vorangingen, auf eine so gottlose Idee verfallen könne.

Die Mutter hielt Nesi vor, daß sie die ganze Familie an den Bettelstab bringe. Ohne Greifeneders Unterstützung müßten sie verhungern, denn der da — damit meinte sie den „Herrn Gemeinderat“ — wolle ja nichts mehr arbeiten, „nur kaufen und in die Versammlungen gehen mit solchen Saderklumpen“.

„Geh mir aus 'n Augen, Du gemeines Frauenzimmer, Du!“ domerte Wendel seine Tochter an. „Entweder Du gehst zu Dein Mann oder — da is die Tür!“

Ohne ein Wort des Widerspruchs packte Nesi ihre Kleider wieder zusammen. „Ich geh schon,“ sagte sie kaltblütig. „Ich brauch niemanden.“

Damit verließ sie das Elternhaus. Nun hieß es, eine Unterkunft finden. Sie erinnerte sich an Toni, ihr ehemaliges Dienstmädchen, die jetzt an einen Schuster verheiratet war. Die Adresse kannte sie. Die Frau wohnte in einem entlegenen Bezirk. An die wandte sich Nesi in ihrer Not. Toni nahm die „gnä Frau“ mit großer Freude auf, stolz darauf, daß sie ihrer einstigen Herrin nützlich sein konnte. Ihr alter Groll gegen Greifeneder entsachte in ihr eine zärtliche Liebe für die Frau, die diesen Mann ebenso haßte wie sie.

Dann ging Nesi in das Geschäft, für das sie früher gearbeitet hatte. Dort war man froh,

daß sie sich wieder meldete. Die Blumen, die sie geliefert hatte, gefielen den Kunden derart, daß man ihr gern wieder eine Bestellung gab.

Nun fühlte sie sich frei. Voll Sonnenschein lag das Leben vor ihr. Die knappen Verhältnisse, in denen sie jetzt leben mußte, ertrug sie leicht. Seitdem die schwere, niederdrückende Last von ihr genommen war, konnte sie sich mit allem abfinden.

Nur an Vinder dachte sie oft mit banger Sehnsucht. Gern hätte sie ihm ein Lebenszeichen gegeben. Doch ihr rechtlicher Sinn verbot es ihr. Sie hatte Angst vor ihm, und wenn solche Momente kamen, war sie froh, daß er sie nicht finden konnte. Gewiß suchte er sie, das sagte ihr das Gefühl mit deutlicher Stimme, gewiß litt er gleich ihr unter dieser Trennung.

Als Greifeneder mittags nichtsahnend nach Hause kam und seine Frau nicht fand, glaubte er noch nicht an eine Flucht. Gewiß wollte sie trocken und über den Tag bei den Eltern bleiben. . . Er ließ sich das Essen schmecken und machte sich keine weiteren Gedanken. Mochte sie nur die Gefährte spielen! So hatte man wenigstens seine Ruhe zu Hause und seine Gemütslichkeit. Schon lange hatte er sich nicht so wohl gefühlt wie heute.

Abends fragte er auf dem Heimwege bei den Wendels nach Nesi. Ganz im geheimen hegte er dabei den Wunsch, sie möge nicht zurückkehren. Der Gedanke, daß sie ihm durch ihr heimtückisches, verbissenes Schweigen — o, das traf sie gut, die miserable Person — die Behaglichkeit wieder stören könnte, erschreckte ihn.

„A, hier hätt mer ' net behalten,“ sagte Frau Wendel mit Entschiedenheit, „das tun wir net! Wir haben ihr g'sagt, was sich für eine anständige Frau schickt. Wenn ' net hören will, dann muß ' fühlen. Sie wird schon zu Kreuz kriechen, werden ' sehen, Michel. Lassen Sie ' nur eine Weil lausen! Wenn ' sieht, daß ' hungern muß und wie gut sie's früher g'habt hat, dann wird ' gleich zurückkommen.“

So lange werde er nicht warten, sagte er barsch. Er werde sich scheiden lassen. Er freue sich, daß er den Quälgeist endlich los sei.

Frau Wendel erschrak. Das werde er doch um des Himmels willen nicht tun! . . . Das Gerede von den Leuten! — Ja, ja, unbedingt, erwiderte er. Mochten die Leute reden, was sie wollten. . . Ein Glück, daß sich so eine Gelegenheit gefunden habe. Gleich morgen werde er zum Advokaten gehen. Eine Frau, die ihrem Manne durchbrenne —

Gut, sagte Frau Wendel kühl. Er solle tun, was ihm beliebe. Selbstverständlich werde er aber seiner Frau ein anständiges Monatsgeld aussetzen, wovon sie leben könne — dazu sei er verpflichtet —

„So, das werd ich sehen!“ rief Greifeneder gereizt. „Ob ich ein Frauenzimmer, die davonläuft, noch was zahlen muß, das möcht ich sehen!“

Frau Wendel ließ traurig den Kopf hängen. Das waren trübe Aussichten für die Zukunft, unheimlich trübe!

(Fortsetzung folgt.)

Der menschliche Körper in der Kunst.

Von Ernst Schur.

Erst unserer Zeit, die so gern das Wort Aufklärung auf ihre Fahne schreibt, ist es vorbehalten gewesen, den Körper, den nackten Körper, als etwas Anstößiges zu betrachten. Bestrebungen der Dunkelmänner mögen zu allen Zeiten vorhanden gewesen sein, und der Weg der Kultur ist durch den Ansturm derer gekennzeichnet, die gegen diese Reaktion vorgingen, die Entwicklung wollten. Doch dürfte sich kaum eine Zeit finden, in der man so allgemein diese Anstößigkeitstendenz als Kulturströmung be-

zeichnen kann, sie war und blieb Einzelstation. Die allgemeine Entwicklung war auf das entgegengesetzte Ziel gerichtet. Und dann ist das anzuführen: Die Aufklärung sollte erst kommen; sie kam und brach den Damm reaktiver Geister. Heute aber, wo diese Epochen durchgemacht sind, wo es sich zeigte, daß der Geist eines Volkes nicht geknebelt werden kann, ist die Schande eine um so größere, wenn der Versuch gemacht wird, die Gesundheit, die Kraft der Entwicklung hemmen zu wollen durch Ueberlegungen, die den dunkelsten Verstecken der Gemüter entnommen sind. Man glaubt als Kulturmann gar nicht mehr an das Vorhandensein dieser Geister, bis ihr Wirken einem deutlich vor Augen geführt wird.

Der menschliche Körper in der Kunst — das ist die Geschichte der Plastik. In keiner anderen Kunst kommt das so zum Ausdruck. Die Malerei, die Graphik, die Zeichnungen beschäftigen sich auch mit dem Problem, das der menschliche Körper stellt. Aber sie gehen nicht ausschließlich darin auf. Sie benutzen das Körperliche, sie lernen davon. Aktzeichnen ist eines der ersten Erfordernisse für den anstrebenden wie für den reifen Künstler. Aber nur in seltenen Fällen wertet er diese Studien selbst so ein, daß er sie als bleibende Schöpfungen gelten lassen will. Gewiß haben wir von allen bedeutenden Malern Blätter und Bilder, die sich mit dem Problem des nackten Körpers beschäftigen. Aber nur selten dringen die Versuche über die einzelne fesselnde Beobachtung hinaus, und wo sie es tun, kommen wir zu den Proportionsvorstellungen, die eigentlich in die Plastik hinüberführen. Der Maler demonstriert an diesem Wechselnden, Lebendigen, Geschlossenen und Vibrierenden der Feinheit der Farben und Töne das Leben des Fleisches und das Schimmern der Haut. Alles Dinge und Erscheinungen, die an dem Körper zustande kommen, nicht aber ihn selbst in seinem Wesen zeigen.

Der nackte Körper als Form ist der Sinn der plastischen Kunst. Und sie stellt die Form dieser Glieder und Teile als Ganzes in allen Dimensionen hin und bezieht alles auf sie.

Darum ist auch die Plastik die sinnfälligste, eindringlichste Kunst. Sie wahrt noch den Zusammenhang mit der Mutter aller Künste, der Architektur. Dennoch hat sie sich von ihr losgelöst und geht die eigenen Pfade. Sie hat die Konzentration der Erscheinung, das Wirkliche, den — Kern. Sie sieht ab von Beiwerk und Schnörkeleien. Nach allen Seiten sichtbar, bietet sie dem Auge wechselnde Flächen, und strebt so von selbst zur Oberfläche, zum Allseitigen, zur großzügigen Einfachheit. Alle Wirkung, die sie hergibt, will nicht im Inhaltlichen liegen, sondern in der formalen Behandlung des Materials, aus dem sie geboren sein soll, dem sie folgen soll. Klarheit ist daher die Grundbedingung der Plastik, Klarheit in der Form, die nicht duldet, daß störendes Beiwerk die zur Gestalt gewordene Idee allzusehr belastet. Darum ist die Plastik mehr als etwa die Malerei, die in ihrer Stoffwahl nicht so beschränkt ist, eine allgemeinere Kunst. Sie muß sich mehr an die Form, an die formalen Gesetze, an die künstlerische Uebertragung als an die Wirklichkeit halten. Sie gestattet nicht zu sehr die Auflösung in das Allzu-Persönliche, Momentan-Reale. Sie ist Kunst und die Natur gibt ihr nur formale Motive, nicht unmittelbare Vorbilder. Das stilistische Moment hat daher in der Plastik von vornherein mehr Geltung. Der Bildhauer ist gezwungen, von der Wirklichkeit, die leicht durch ihre Fülle zerstreut, abzugehen, er muß Auswahl treffen, konzentrieren. Das Bild eines Malers mag manchem unverständlich erscheinen; unverständlich der Form, der Technik nach, und manches mag übertrieben erscheinen. Die Form in der

Plastik ist ruhig, groß und einheitlich. Sie muß so fein, will sie überhaupt Berechtigung haben.

Im Zusammenhang damit steht die Erscheinung, daß die Plastik immer viel deutlicher als die Malerei, deren Uebersülle der Tendenzen oft verwirrend wirken wird, den Zusammenhang mit der allgemeinen Struktur eines Volkes wahr. Tradition ist hier einmal viel bindender vorhanden als in der Malerei; andererseits auch prägt die jeweilige Struktur viel strenger hier die Erscheinung. Die Plastik der Ägypter, die Plastik der Griechen und Römer, sind der Ausdruck ganzer Zeitepochen, deren symbolisches Abbild in Stein sie darstellen, deren Gehalt und Art in den Statuen, den Reliefs, den Gruppenkompositionen vor uns steht. Wie ein Volk dachte, fühlte, strebte, das ersehen wir den inneren Kern nach aus diesen Werken, die in ihrem Material schon die Jahrhunderte überdauern und noch jetzt so deutlich zu uns reden, wie einst zu dem Volk, das sie geschaffen.

Im Zusammenhang damit steht dann weiter die Beobachtung, daß die Plastik in ihrer Aufgabenwahl und ihrem Motivvorrat beschränkt ist. Sie tritt eigentlich nur in den großen Momenten des allgemeinen Lebens in Erscheinung. Sieg, Tod und Trauer, Liebe sind ihre Themata, denen sie, dem Allgemeinen des Empfindens folgend, konzentrierten Ausdruck verleiht. Daher wird sie auch hier auf den eigentlichen Kern ihres Wesens verwiesen. Das Formale, das Künstlerische, den Stil anzubilden, das wird ihr immer wieder nahegelegt, und somit Beschränkung, Vertiefung, Verinnerlichung.

Es ist nun eigentümlich, in wie markanter Weise die verschiedenen Völker in ihrer Kunst, und vornehmlich in der Plastik, den menschlichen Körper benutzt haben, um jedesmal zu ganz anderen Resultaten zu kommen. Ihre Anlage, ihre Wesensart kommt darin klar zum Ausdruck, und gerade in der Weise, wie sie von der Natur abweichen, liegt das Eigenartige und der Anfang eines Stils.



Assyrische Kunst. Statue.

Die assyrische Kunst ist die älteste uns bekannte Kunst.

Die Assyrer drangen noch nicht zu einer reinen Auffassung des menschlichen Körpers durch. Das Dekorative herrscht bei ihnen vor. Sie vermischen die Körper von Tieren und Menschen, setzen Menschenköpfe auf kolossale Löwenkörper, und ihre ausschweifende Phantasie, gebändigt durch einen ebenso starken eigenartig primitiven und zugleich raffinierten Formtrieb, setzt aus diesen Elementen Frieze und Reliefs von eigentümlich starrer, konzentrierter Wirkung zusammen.



Michelangelo. Vom Grabmal der Medici.

Im Louvre in Paris befinden sich die Originale der Ausgrabungen des Palastes Sardanapals III (884—860 vor Christi) in Ninive in Assyrien, die diese Tierfiguren mit Menschenköpfen zeigen.

Ausgrabungen in Ninive (1843) brachten große Marmorplatten zum Vorschein, Reliefs, die ursprünglich bemalt waren. Sie dienten zur Dekoration der Palastwände. Auch hier finden wir eigentümliche Gestalten, halb Mensch, halb mythologische Wesen. Wärtige, langhaarige, geflügelte Figuren, im Priesterrock, mit gehörnter Tiara, mit Sperberfedern; Opfergaben stehen bei ihnen. Ihre Gebärde ist feierlich und streng. Gemessen schreiten sie dahin oder stehen in starrer Konzentration. Ihr Auge blickt scharf und fest und gebieterisch. Ein wuchtiger Stil, der auf dekorative Flächenwirkung ausgeht, drückt sich in diesen dekorativ gehandhabten Menschenfiguren aus, die meist von vorn gesehen sind und den Kopf in scharfem Profil zeigen. Keilschriften, die sie umgeben, belehren über Sinn und Zweck der Darstellung.

Und so überrascht es, wenn wir plötzlich auf anderen bunten, assyrischen Friesen Szenen aus dem Leben finden, Ernteszenen mit Tieren und Menschen, genreartig aufgefaßt. Aber auch hier frappiert die Strenge des dekorativen Flächenstils, der von aller Naturwahrheit abzieht.

Bei diesen assyrischen Marmorreliefs fällt die feine, flächige Behandlung des Körperlichen auf. Jede Einzelheit ist zart und doch fest angedeutet. Das Ganze hebt sich dadurch gleichmäßig ab, trotzdem das Detail eingehend behandelt ist. Auch hier bemerken wir also, in der Technik wie im Inhaltlichen, Bildlichen, eine uns seltsam streng erscheinende Unerbittlichkeit in der Stilisierung, ein gewaltsames Sich-Einpressen in die Form, das gerade in seiner Starrheit von Meisterschaft zeugt. Von der Natur haben sich diese Künstler ganz entfernt oder sind noch nicht zu ihr gekommen. Aber es ist ihnen gelungen, ein Niveau zu erreichen, das künstlerisch ganz eigen ist, und wenn wir die eigentümlich strenge soziale Kastengliederung dieses Volkes bedenken, kommen wir fast dahin, zwischen Kultur und Kunst in dieser strengen, starren Erscheinung Parallelen zu entdecken. Jede Einzelheit des Gewandes, die dazu dient, die Kontur zu heben, ist genau gearbeitet. Es ist gleichsam alles nebeneinander gelegt, auseinander gefaltet. Und doch ist die Fläche ge-

wahrt, das Reliefprinzip, das die Realität nicht anstrebt, innegehalten. Die Plastik zeigt sich noch ganz als Teil der Architektur, von deren Starrheit und Monumentalität sie Gesehe empfängt. Der Stil des Reliefs erhält dadurch eine eigentümliche Lösung. Es offenbart sich darin zeichnerische Vollendung und ein sicheres Gefühl für Stil.

Auch die Plastik der Ägypter hat noch diesen Ausdruck der feierlichen Größe, der starr konzentrierten Form. Diese gebändigte Fülle in den steinernen Gebilden, die so machtvoll sich hinstellen, die so fern aller Natur, aller realistischen Nachahmung sind und doch den innersten Gehalt des Wesens einer Erscheinung überzeugend hinstellen! Sie sind kein Spiel einer frei schweifenden künstlerischen Laune, keine Schöpfung der ungebundenen Phantasie. Ein ungeheurer Konzentrationswille, Lebenswille ist in ihnen mächtig. Sie sind eine Gewalt. Ein Hindrängen zu der dekorativen Form, die aus dem Menschen und seiner zufällig bedingten Erscheinung etwas Neues machen. Das Typische tritt hervor. Der Körper, die Gestalt des Menschen werden Darstellungen der Gottheitsvorstellungen, der in festgelegten Begriffen versteinerten Anschauung. Dieses Beherrschende in der Form, dieses Zusammengehaltene; Erstarrte ist den ägyptischen Bildwerken immer eigen, und darum macht eine Sammlung dieser Werke einen so toten, gebändigten Eindruck, hinter dem man doch einen ungeheuren Lebenswille ahnt. Derselbe Wille, der in der sozialen Verfassung jene versteinerte Unbeweglichkeit, jenes Ueberwiegen der Tradition, jene unlösbare Kastenverfassung herbeiführte, die wie ein Zwang auf dem Volk, das in dumpfer Knechtschaft gehalten wurde, lastete.

Die menschliche Gestalt wird nur benutzt, um eine Inkarnation des Gottes darzustellen! Insofern erhält der Körper typisch-allgemeine Ausprägung; das Persönliche wird ihm genommen, und es verbindet sich mit dieser Ver-



Ägyptische Kunst. Statue.

allgemeinerung zugleich eine Erhöhung, indem die Vorstellung des Göttlichen diesem Allgemeinen mitgegeben wird. Nicht mehr Mensch, nicht ganz Gott — dieses Innehalten der Mitte gibt den Werken das Zwingende, Bewusste und Formgewordene.

Wie unter der starren Oberfläche das Persönliche lebt, das sehen wir an mancher kleineren Arbeit. Eine Figur zeigt z. B. offenbar eine alte Magd. Auch hier dieses Steife, Traditionelle. Aber aus der Haltung spricht unmerklich etwas, das Leben ausdrückt, ein Nachziehen der Lebenslinien, ein nachlässiges Schieben im Gang, ein Sich-Treiben-Lassen, wie es schwer Arbeitenden eigen ist. Dies ist an-

nach in der strengen Massengliederung, dem Dekorativen, dem Absehen von der Natur, das sowohl Größe wie Gewalttätigkeit hat.

Diese Befreiung aus den starren Fesseln formal-dekorativer Dogmatik ist die Tat der griechischen Kunst. In den Werken der Griechen lebt die Natur, die alles Beengende von sich gestreift hat. Sie ist, sie lebt. Volles Sein wird zur Kunst geprägt. Und wie das politische Leben in den Republiken und Stadtstaaten sich nach allen Seiten unter Kampf und Zwist reich entwickelt, zeigt auch die Kunst als Abbild dieser Kultur eine Freiheit und Schönheit, die neben der starren ägyptischen Kunst wie

diese Statuen, ein ewig gefeierter Kanon des Nackten, des Körperlichen da. Und es scheint, daß selbst die Luft dieses Landes, diese klare Bläue, diese himmlische Reinheit des Atmosphärischen eine solche Plastik begünstigte, so daß man mit Recht sagen kann: diese Werke konnten nur unter dieser Sonne reifen.* Wir wollen, um die volle Wirkung zu empfinden, die Übergänge außer acht lassen, in denen sich diese Kunst allmählich zur Reife entwickelte. Ein solcher Übergang ist die etruskische Kunst, die noch teilweise das Nachwirken aller orientalischen Kunst deutlich zeigt. Ebenso die mykenische Kunst, die uns namentlich durch Ausgrabungen von Schliemann bekannt wurde.



Reifezeit. Nach einem Gemälde von Emil Czech.

gedeutet und man ahnt in diesem Lebendigen schon den Fortgang zu späteren Entwicklungen bis zur griechischen Kunst, ja über sie hinaus zu dem Realismus eines Millet und eines Meunier.

Vergleicht man die ägyptische Kunst mit der vorgenannten assyrischen, so ist hier schon eine gewisse Befreiung zu bemerken. Die Assyrer verharren in den Wandmalereien, dem Relief. Die menschliche Gestalt ist nur Mittel zur architektonischen Gliederung der Fläche. Bei den Ägyptern löst sich diese menschliche Gestalt, der Körper, aus dem Zusammenhang und wird bis zu einem gewissen Grade selbständig. Wir kommen zu freistehenden körperlichen Figuren. Doch geht diese Befreiung nicht so weit, daß sie dem Körper eigenes, organisches Ausleben gibt. Das Nachwirken der Architekturform zeigt sich

ein Aufatmen wirkt. Hier ist Natur und Kunst zugleich. Kein gewaltsames Bezwingen, keine dekorative Vergewaltigung, ein freies Auswirken des Körperlichen, wie es bis dahin unerhört war. Es ist, als träten wir aus dem dunklen Kerker plötzlich ins Helle, Freie. Die Luft umspielt alle Dinge. Und hier erst, in der griechischen Kunst, beginnt das Leben des Körpers, des nackten Körpers. Hier erst entwickelt sich die Plastik als ureigenes, besonderes Gebiet der Kunst, und die Griechen sind in dieser Beziehung immer die vorbildlichen Künstler des Nackten gewesen. Und so zerrissen, von Kämpfen zerrissen das politisch-soziale Leben der Griechen war, es ist, als hätten sie sich in ihrer Kunst eine Befreiung geschaffen, als Gegensatz gegen die Unruhen des äußeren Lebens. Ruhig, voll innerer, formaler Schönheit stehen

Es ist charakteristisch, daß sich im weiteren Verlauf der Entwicklung Plastik und Architektur immer mehr trennen. Beide entwickeln sich nach ihren Gesetzen, und wo sie zusammen wirken, stützen sie sich gegenseitig; aber die Architektur vergewaltigt die Plastik nicht. Diese hat sich zu so reichem Leben entwickelt, daß sie nicht mehr auf die Architektur angewiesen ist. Sie wirkt allenfalls noch mit, aber sie ist selbst etwas, das um so reicher sich entfaltet, je mehr die Natur darin zur reinen Form erhoben wird, in der die Schönheit des Körperlichen zur Erscheinung kommt.

* Ein hübsches Büchlein ist bei Langewiesche in Düsseldorf erschienen: Griechische Bildwerke; 140 Abbildungen zu dem billigen Preise von 1,80 Mk. Diesem Werke sind auch, mit der freudl. Erlaubnis des Verlages, unsere in der nächsten Nummer reproduzierten Bilder „Venus von Milo“ und der „Hermes“ des Praxiteles entnommen.

Das gleiche Prinzip herrscht in der Architektur wie in der Plastik. Ob die Griechen die Form des antiken Tempels zu höchster und reinsten Klarheit ausbildeten, ob sie ihre Götter in Plastik darstellen, immer spüren sie den Stilgesetzen nach, die es bewirken, daß über dem äußeren Inhalt des Dargestellten ein innerer Sinn, eine eigene Schönheit sich erheben, die beinahe zeitlos sind und darum der Kunst aller Zeiten vorbildlich waren. Und sie konnten das um so mehr, als sie einmal von der stilistischen Vergewaltigung der Ägypter, aber ebenso von einer kleinlichen Nachahmung des Individuellen absahen. Sie suchten die Mitte, das Typische, und auch da, wo sie bestimmte Persönlichkeiten darstellten, erhoben sie das Individuelle ins Allgemeine. Der persönliche Ausdruck lebt in dem Gesicht. Der Grieche aber sah den Körper. Darum sieht er ab von den individuellen Zügen. Er hat für das Gesicht noch die schematische Profilstellung oder den Anblick von vorn. Das Körperliche ist so sehr Einheit, daß das Gesicht nicht dominiert, und demgemäß kamen die Griechen, sehr zum Vorteil ihrer Kunst, zu einer Darstellung des Allgemeinen, während wir den Körper verhüllen und demgemäß allen Ausdruck auf das Gesicht häufen.

Die Kunst der Antike war eine ganze, große Welt für sich, und als ihr Ende gekommen war, wurde sie vergessen. Aber ihr Gehalt an Formen war so reich, daß noch einmal, nachdem Jahrhunderte dahingegangen waren, in einem anderen Lande eine neue Saat aufgehen sollte, die von dem Geist der Antike genährt war.

Das war das Zeitalter der Renaissance. Sie umfaßt das 15. und 16. Jahrhundert n. Chr. Renaissance heißt Wiedergeburt. Das ist in zweifachem Sinne zu verstehen. Einmal ist damit objektiv die Wiedererweckung der Antike in Wissenschaft, Literatur und Kunst bezeichnet, und damit eine Befreiung aus den engen Fesseln veralteter Vorurteile des Mittelalters. Von Griechenland her war die Kunst der Römer beeinflusst worden und als Erben der Römer konnten sich die Italiener betrachten. Die Stadtrepubliken erschienen als Weiterbildung des alten, republikanischen Ideals.

Die Philosophie ging auf die alten griechischen Philosophen zurück. Das römische Recht gewann immer ausgebreitete Geltung. Die klassische Literatur der Griechen und Römer wurde zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht. Und so kommen wir schließlich von diesen äußeren Umständen zu der inneren Umwandlung, die einen anderen Menschen heraufbrachten. Der Mensch der Renaissance war ein anderer als der des Mittelalters, der in engen Vorstellungen, im Dogmenglauben befangen gewesen war.

Das erklärt auch, weshalb wir diesen großen Sprung über die Jahrhunderte machen müssen. Die romanische, die gotische Epoche hatte nicht diesen Ideal der Freiheit und Schönheit, das auf dem Banner der Renaissance geschrieben stand. Erst jetzt war tatsächlich wieder ein Niveau erreicht, das dem der Antike ähnlich war. Volle geistige und körperliche Ausbildung wurde angestrebt. Und während die mittelalterlichen Epochen den nackten Menschen gemieden hatten, begann jetzt erst wieder die Freude am Körper zu erwachen.

Italien war das Land, in dem griechische und römische Kultur die letzte Ausbildung und ihren Untergang gefunden hatten. Die Kunst wurde durch diesen neuen Geist einmal inhaltlich bereichert. Die antike Sage, Geschichte und Dichtung brachte neue Stoffgebiete. Dann gab das Studium der antiken Tempel und Denkmäler, der Architektur und der Plastik eine neue, formale Sprache, die die Gotik ablöste. Diese beiden Faktoren befreiten den Künstler aus dem Schema mittelalterlicher Kunst. (Schluß folgt.)

Robert Schweichel im schweizerischen Exil.

Von Ernst Kreowski.

Die Revolution hatte Robert Schweichel zum Volkstribun und Kämpfer gemacht. Sein Gewissen: die Gabe feuriger, hinreißender Rede; sein zweischneidiges Schwert: die Feder des Publizisten! Rasch bricht die Reaktion herein. Ihn erschreckt sie nicht; er steht gewappnet. Ernst und feierlich. Offen und mutig. „Was brachte uns,“ fragt er in seiner „Vorzeitung für Preußen“ am 1. Januar 1850, „das vorausgegangene halbe Jahrhundert? Im Kampfe schied es; unter Schlachtenlärm ward das unfrige geboren. Napoleon zertrümmerte mit eiserner Faust die morschen Throne Europas, Könige ohne Land demütigten sich zu seinen Füßen, Reiche zerfielen und entstanden nach seinem Willen.“ Gleich dem Frühlingsturm, der auf seinen Schwingen den befruchtenden Samen über alle Fluren trägt: „So stürmte Napoleon durch Europa, von seinen Adler-schwingen den Blütenstaub lebenskräftiger Ideen in die Furchen streuend, die sein Schwert zog; denn es gehört mit zu seiner weltgeschichtlichen Mission — obwohl er selber keine Ahnung davon hatte, wie er denn überhaupt seine Sendung nicht begriff —: die Ideen der großen französischen Revolution durch seine Soldaten populär gemacht zu haben... siehe, die Saat, die er streute, ist aufgegangen, wächst und gedeiht trotz allem... Im März des Jahres 1848 trug sie die erste Blüte. Es war die Blüte der Freiheit! Den segensreichen Stürmen des März folgten aber die zerstörenden Orkane des Herbstes. Die Blüte wurde gebrochen...“

Rot ging die letzte Jahressonne unter. Das deutet auf Sturm. Mit Trauergefängen und Grabgeläute wird das neue Jahr begrüßt. Aber dem Tode folgt die Auferstehung. Wird die Menschheit in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an das Kreuz geschlagen, so wird sie in der zweiten Hälfte zum ewigen Leben erwachen, zum Leben der Freiheit. — Schon sehe ich ihren Tempel an der Grenze des Jahrhunderts ragen...“

Noch im Januar beginnt Schweichel in der „Vorzeitung“ eine Serie von Aufsätzen über „Die gesellschaftliche Frage“ zu veröffentlichen. Der erste dieser Artikel, in welchem ihr Wesen erklärt wird, ist scharf und schneidend. Der Satz: „So ist es denn das Los des Arbeiters, mit seinem Fleiße die Beamten zu ernähren, die ihn hüteln und schinden; die faulenzenden Soldatenheere zu füttern, die die Tyrannen auf ihn hegen wie Bluthunde, wenn er verzweifelt zu den Barrikaden seine letzte Zuflucht nimmt; und endlich diejenigen zu mästen, mit deren Geld er arbeitet“, — trug dem unerschrockenen Publizisten sechs Wochen Gefängnis ein. Er wurde indessen gehindert, das Thema zu erschöpfen; denn schon nach dem zweiten Artikel, der verloren gegangen ist, wurde die Fortsetzung überhaupt unmöglich gemacht, indem man Schweichel plötzlich in Landwehruniform steckte und nach Berleberg schickte. Zurückgekehrt, muß er es ohnmächtig geschehen lassen, daß seine Zeitung behördlich am Weitererscheinen gehindert wird, weil er nicht die geforderte Kaution von 2000 Talern erlegen kann. Brotlos gemacht, gelingt es ihm nicht, irgendeine Existenz zu erringen. Darauf nimmt er eine Stelle als Hauslehrer bei einem masurischen Gutsbesitzer an. Nicht lange — und die Regierung, Abteilung für Kirchen- und Schulangelegenheiten in Gumbinnen, entzieht ihm das Recht zur Lehrtätigkeit. Als er dann 1853 bei der Hartungischen Zeitung als Theaterkritiker ein Unterkommen gefunden, wird er auf Betreiben des Polizeipräsidenten schon nach kaum

vier Wochen vom Verleger kaltgestellt. Nun wendet sich Schweichel nach Hamburg, um von hier aus nach Amerika zu gehen. Die Polizei läßt ihm keine Zeit hierzu, sondern weist ihn aus. Wohin? Man rät ihm, den Harz aufzusuchen. Während dieser Fußwanderung war es dann, wo in ihm der Entschluß reifte, sich in der Schweiz eine neue Heimat zu suchen... *

Der Donnergang der Revolution von 1848/49 durch Europa gestattete der Schweiz, unbehelligt von den monarchischen Staaten, sich eine neue Verfassung zu geben, welche zum ersten Male auf dem freien und gleichen Wahlrecht aller Schweizer sich aufbaute und der Regierung eine straffere Zentralisation verlieh als die Republik je zuvor besessen hatte. Gleichsam ihren Dank dafür stattete die Schweiz der europäischen Revolution dadurch ab, daß sie nach deren Unterdrückung den politischen Flüchtlingen aller Nationen gastfrei ihre Grenzen öffnete. Selbstverständlich, daß die Unmasse dieser Flüchtlinge das schlechte Gewissen der monarchischen Regierungen beängstigte! Noch blieb der Bundesrat ihren Notizen taub: daß er die Emigranten aus der Schweiz verjagen möge, und legte seine Hand um so fester auf die ultramontane Reaktion, die in den katholischen Kantonen sich regte. Aber in der Lombardei stand Feldmarschall Radetzki mit seinen Kroaten und drohte den Widerstand der Schweiz mit Waffengewalt zu brechen. Napoleon III., welcher am 2. August 1851 die französische Republik brutal niedergeschlagen hatte, flüsterte kluge Ratschläge in das Ohr des Bundesrats, und eben jetzt boten die Flüchtlinge selbst einen Vorwand, hinter den die Schwäche der Regierung sich verstecken konnte. In Solothurn sollte eine allgemeine Versammlung stattfinden. Wilhelm Liebknecht hatte den öffentlichen Aufruf dazu erlassen. Da griff der Bundesrat ein. Alle Flüchtlinge ohne Unterschied der Nation, denen es bis dahin noch nicht gelungen war, eine feste Stellung sich zu erringen, wurden ausgewiesen. Es wurde ihnen freigestellt, nach England oder Amerika zu gehen. Napoleon gestattete ihnen freien Durchzug durch Frankreich nach den betreffenden Häfen der Ueberfahrt... *

Der Bundesrat hatte nur eben seine chinesische Verbeugung vor der sich wieder stark fühlenden Reaktion der europäischen Mächte vollzogen, als Robert Schweichel nach Zürich kam. Sein erster Gang führte ihn zu Wilhelm Müstow, der zehn Jahre später Cassale beim Duell in Genf sekundierte, um sich über die Zustände in der Schweiz zu unterrichten. Seine Bekanntschaft hatte Schweichel 1848 in dem demokratischen Verein zu Königsberg gemacht, wo Müstow damals als preussischer Ingenieurleutnant stand. Ein klarer Kopf und fester Charakter, nahm er offenen Anteil an den politischen Vorgängen, vollends als im nächsten Jahre die Wogen der Reaktion mächtig emporzuschäumen begannen. Gerade um diese Zeit wurde er nach Posen versetzt und hier vor das Kriegsgericht gestellt, welches ihn zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilte. Die Verhandlungen fanden in einem Raum der Hauptwache statt, und in einer Zelle desselben ward er gefangen gehalten, auch während der letzten Nacht, bevor er zur Verbüßung seiner Strafe nach der bestimmten Festung abgeführt werden sollte. Aber das Fenster dieser Stube lag unmittelbar über dem Bordache der Hauptwache, und am nächsten Morgen war Müstow entflohen. Acht Tage lang wurden die Stadttore aufs strengste überwacht und nachts ganz geschlossen. Erst dann gelang es Müstow, den seine Freunde versteckt hielten, in einer Verkleidung aus Posen zu entkommen. Von der allgemeinen Ausweisung der Flüchtlinge aus der Schweiz war er verschont geblieben, da er in Zürich eine Anstellung als Lehrer der Kriegswissenschaft erhalten hatte. Später wurde

er mit dem Range eines Oberstbrigadier in den Generalstab des eidgenössischen Milizheeres aufgenommen.

Mülow riet Schweichel entschieden davon ab, sein Glück in Zürich oder in einem anderen deutschen Kanton zu versuchen. Ungleich günstiger lägen die Verhältnisse in den französischen Kantonen, ganz davon abgesehen, daß die dortigen Umgangsformen den Deutschen ungleich mehr zusagen mochten als diejenigen der deutschen Schweizer. Da Schweichel für seine ersten Schritte auf dem fremden Boden keinen anderen Stab hatte als den eines Lehrers in der deutschen Sprache, so würde es ihm jedenfalls als solchem in den französischen Kantonen leicht werden, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Man könne dort der deutschen Sprache nicht gut entraten, das allemanische Deutsch sei aber durchaus unbeliebt. Es böten sich daher einem Norddeutschen dort die günstigsten Chancen. —

So schüttelte denn Schweichel ohne Säumen den Staub Zürichs von seinen Schuhen und begab sich, dem Rate Mülows folgend, nach Lausanne. Denn in der Hauptstadt des Waadtlandes lebte ihm ein lieber Universitätsfreund als Bibliothekar der dortigen Kantonsbibliothek. Wie so viele französische Schweizer war William Raymond als Hauslehrer nach dem hohen Norden verschlagen worden, und hatte nach baldigem Ausscheiden aus dieser ihm wenig zusagenden Stellung in Ostpreußen, an der Universität Königsberg Kollegia gehört. Aus seinem Munde hatte Schweichel die erste Nachricht von dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution erhalten. Aufgeregt war er mit dem Ruf: „Revolution in Paris!“ eines Morgens die drei steilen Treppen zu Schweichels Bude hinaufgeklettert. Die Märzrevolution hatte Raymond den Aufenthalt in der „Stadt der reinen Vernunft“ verleidet, und er war nach Lausanne zurückgekehrt. Jedoch nicht allein, sondern als glücklicher Gatte einer jungen und schönen Königsbergerin.

Noch gab es in der Schweiz, mit Ausnahme der kurzen Strecke von Zürich bis zu dem Badeort Baden, damals keine Eisenbahnen. Die große gelbe Postkutsche mit ihren schellentklingenden fünf Pferden, von denen drei nebeneinander trotteten, und ihrem über dem Coupé thronenden Postillon, beherrschte noch souverän die Landstraßen. So war Schweichel von Basel bis Zürich gerüttelt und gewiegt worden. So ging es von hier jetzt gen Westen weiter, zuletzt berg-

auf herab, im langsamsten Schritt oder mit gebremsten Mätern in tausendem Galopp, bis auf der Höhe des Vergrüdens von Mont Sorat vor dem Chalet à Gobet, einem Wirtshause, gehalten wurde. „Da erblickte ich“ — schreibt Schweichel in den fragmentarischen Aufzeichnungen über seine mannigfachen Erlebnisse und Schicksale, welche ich in losen Manuskriptblättern besitze und nun hier erstmalig dieser meiner Schilderung zugrunde lege — „übergossen von dem unbeschreiblichen Farbenzauber eines mil-

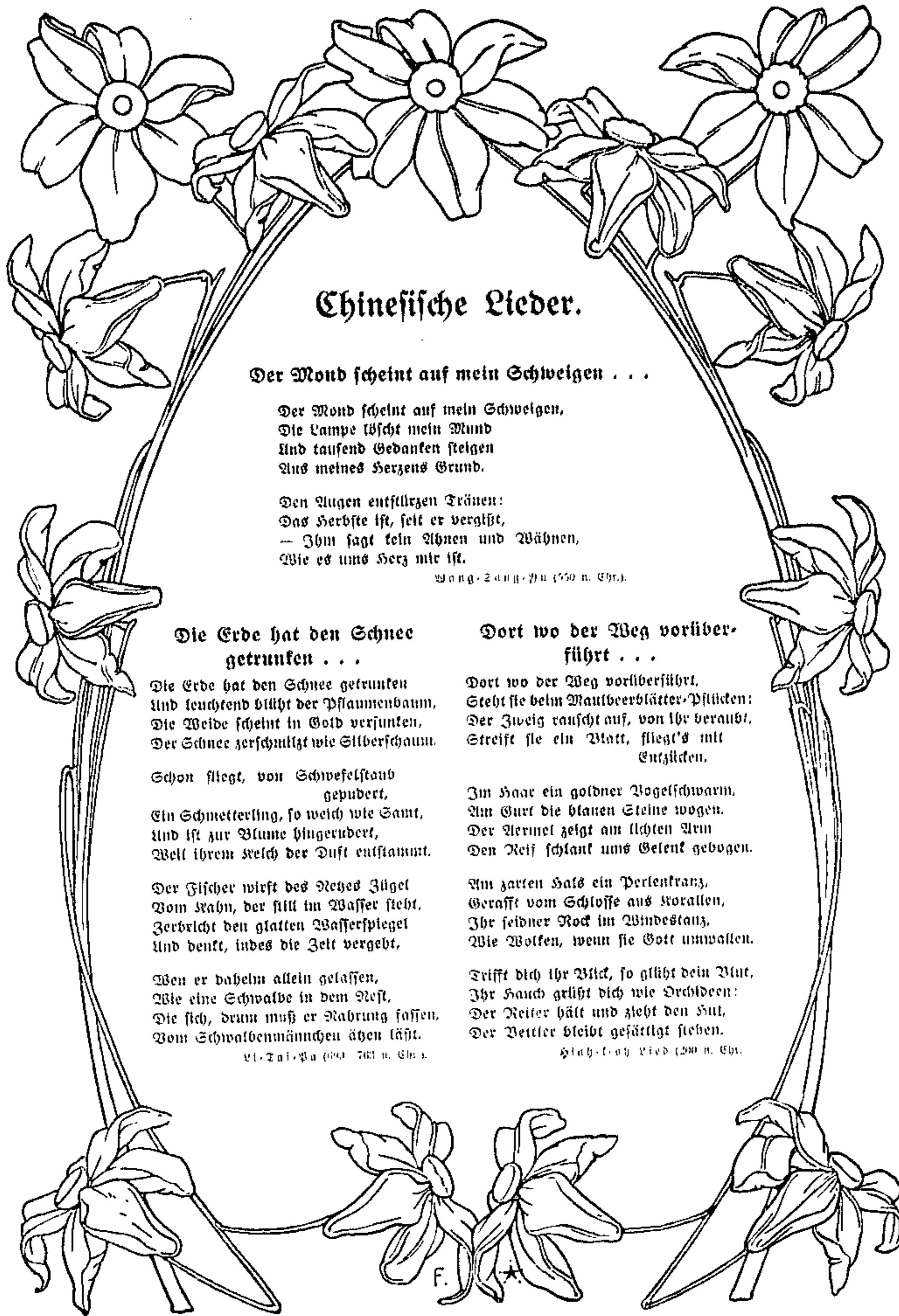
berde klingend den Verauschten tiefer und tiefer in diese märchenschöne Welt hinabtauchten, die fortan seine Heimat sein sollte. . .“

Nun, in dieser neuen Heimat ist Schweichel dann lange Zeit auf und nieder gewandert. Da verflüchtigte sich allmählich, was die harten Erfahrungen der letzten Jahre an Bitterkeit und Trübe in ihm niedergeschlagen hatten. Und je durstiger er die Schönheit und Großartigkeit der Natur in vollen Zügen schlürfte, desto lebendiger regten sich dichterische Kräfte, deren Quellen bislang verschüttet gelegen hatten. Der Lyriker in ihm hatte allerdings schon in der ostpreussischen Heimat seine Schwingen versucht. Als aber Schweichel jetzt zur Feder griff, da kam der Gestalter, der Epiker zu Wort. So entstand die erste Novelle. Das Manuskript sandte er an die „Hausblätter“, welche Friedrich Saakländer und Edmund Hüfer seit 1855 in Stuttgart herausgaben. Die Antwort des letzteren ermutigte Schweichel, die eingeschlagene Bahn weiter zu verfolgen. Sie führte ihn zu den Novellen und Erzählungen aus den französischen Kantonen der Schweiz, die er später sammelte und in drei Bänden bei Otto Kanke in Berlin erscheinen ließ. In ihnen offenbart sich Schweichel als Naturschilderer und Gestalter allerersten Ranges.

Vorerst aber galt es, eine Existenz zu finden. In Lausanne beschloß Schweichel zu bleiben. Schon der erste Eindruck war entscheidend. Mit einer einzigen Ausnahme fallen nämlich alle Straßen steil in die Tiefe, oder steigen ebenso in die Höhe oder krümmen sich an den Weichen des Mont Sorat hinauf. Wie im Traume wandelte Schweichel am Morgen nach seiner Ankunft in der Stadt umher. Das Auf und Nieder entzückte ihn. Um zur Kantonsbibliothek, als dem Ziele seiner ersten Wünsche zu gelangen, mußte er zu-

nächst eine schmale, jähe Straße in die Tiefe, dann eine ebensolche wieder empor, bis zum Marktplatz, und von hier auf einer überdachten hölzernen Treppe 160 Stufen bis zur Terrasse mit ihren alten Laubbäumen steigen, auf der die Kathedrale thronet. Seitwärts hinter dieser bergen sich, wie hinter einem Schilde, Colloge, Akademie — die beiläufig erst mehrere Jahre später, als eine medizinische Fakultät als vierte hinzugefügt worden war, zur schweizerischen Landesuniversität erhoben wurde — und die schon erwähnte Kantonsbibliothek.

(Schluß folgt.)



Chinesische Lieder.

Der Mond scheint auf mein Schweigen . . .

Der Mond scheint auf mein Schweigen,
Die Lampe löscht mein Mund
Und tausend Gedanken steigen
Aus meines Herzens Grund.

Den Augen entströmen Tränen:
Das Herbstes ist, felt er vergißt,
— Ihn sagt kein Ahnen und Wähnen,
Wie es uns Herz mir ist.

Wang. 2. Aufl. 711 (1900 n. Chr.).

Die Erde hat den Schnee getrunken . . .

Die Erde hat den Schnee getrunken
Und leuchtend blüht der Pfaffenbaum,
Die Weide scheint in Gold verjünet,
Der Schnee zerschmilzt wie Silberstaub.

Schon fliegt, von Schwefelstaub
gepudert,
Ein Schmetterling, so weich wie Samt,
Und ist zur Blume hingekübelt,
Wohin ihm wech der Duft entstammt.

Der Fischer wirft des Netzes Zügel
Vom Kahn, der still im Wasser steht,
Zerbriecht den glatten Wasserpiegel
Und denkt, indes die Zeit vergeht,

Wen er dabehn allein gelassen,
Wie eine Schwalbe in dem Nest.
Die sich, drum muß er Nahrung fassen,
Vom Schwalbenmännchen äßen läßt.

Li. 2. Aufl. 711 (1900 n. Chr.).

Dort wo der Weg vorüber- führt . . .

Dort wo der Weg vorüberführt,
Steht sie beim Maulbeerblätter-Pflücken:
Der Zweig rauscht auf, von ihr beraubt,
Streift sie ein Blatt, fliegt's mit
Entzücken.

Im Haar ein goldner Vogelschwarm,
Am Gurt die blauen Steine wogen.
Der Nermel zeigt am lichten Arm
Den Reif schlant um Gelenk gebogen.

Am zarten Hals ein Perlenkranz,
Gerafft vom Schlosse aus Korallen,
Ihr seidner Rock im Windestanz,
Wie Wolken, wenn sie Gott umwallen.

Triffst dich ihr Blick, so glüht dein Mut,
Ihr Hauch gelüht dich wie Orchideen:
Der Reiter hält und zieht den Sul,
Der Reiter bleibt gesättigt sehen.

Shih. 1. Aufl. 711 (1900 n. Chr.).

den Septembertages, dessen Sonne eben hinter dem Jura zur Miste ging, in der Tiefe vor mir den Genfersee, an dessen Südufer das Backengetwirr der Savoyer Alpen sich steil gen Himmel erhob, überragt von dem ewigen Schnee des Dent du Midi und der silbern leuchtenden Kuppel des Mont Blanc. Sanfter steigen am diesseitigen Ufer die rebengrünen mit Willen überstrenten Abhänge herauf, welche auf ihren Schultern Lausanne tragen, und über den Häusern die gothische Kathedrale und das alte Schloß. Ich stand und schaute, bis der Konduktur zur Weiterfahrt mahnte und die jagenden

Chinesische Lieder. Von einer wunderbaren weltlichen Keimheit sind zahlreiche Lieder der chinesischen Volksdichtung. Im „Zhi-king“, einer Sammlung von Poesien unbekannter Autoren, die sich etwa mit unserem „Des Knaben Wunderhorn“ vergleichen läßt, finden sich Stimmungsgedichte, die zu den aus-erlesensten Schöpfungen der Weltliteratur gehören. Aber auch heute ist die dichterische Produktivität im Reiche der Mitte keineswegs erloschen. Das in Europa noch leider viel importierte Märchen von der angeblichen Erstarrtheit der chinesischen Kultur wird nicht zum wenigsten gerade durch die Tatsache wider-legt, daß bis in unsere Tage hinein namhafte Dichter dieses ostasiatischen Landes ihre Lieder gefungen haben, die sich vor den zeitgenössischen poetischen Produktionen Europas nicht zu schämen brauchen. Proben dieser chinesischen Lyrik — aus dem Zeit-raume von 1200 n. Chr. bis 1900 n. Chr. — bietet eine bei Albert Langen in München erschienene An-ekdote „Im Tau der Orchideen“; als Herausgeber und feinsinniger Uebersetzer zeichnet Conrad Hanf-mann. Diefem empfehlenswerten Büchlein, dem auch die drei an anderer Stelle unseres Blattes wieder-gegebenen Gedichte angehören, ist ein lesenswertes Nachwort „Von der chinesischen Lyrik“ beigelegt, in dem der Herausgeber Aufschlüsse über das geschicht-liche Werden der chinesischen Dichtungsarten gibt und auch mit anerkenntniswerthem Geschick dem Leser die Denkungsart und Gefühlswelt des großen ost-asiatischen Volkes näher zu bringen versucht. —

Die erste Fahrt durch den Canyon des Colorado. Zu den großartigsten Naturerscheinungen von Nord-amerika gehört der große „Canyon“ des Colorado-flusses: nicht jenes Colorado, der in den Bufen von Mexiko mündet, sondern des gleichnamigen Stromes, der auf den Rocky Mountains, nahe beim Pike's Peak, entspringt und seine Wasser in den Golf von Kalifornien ergießt. Der Canyon ist eine Abine, eine Klamm oder enge Schlucht, die sich in einer Länge von 300 Kilometer durch das Gebirge erstreckt und durchweg gerade nur für die Fluten des Colorado Platz läßt. Die Wände dieser Fels-schlucht erheben sich steil empor zu einer Höhe, die zwischen 4000 und 7000 Fuß schwankt. Bis in die 60er Jahre des verflossenen Jahrhunderts hat sich niemand, wenigstens kein Weißer, in den großen Canyon hineingewagt. Solange kannte man vom Colorado nur den schiffbaren Unterlauf bis Calville, oberhalb welchen Klaves der Canyon beginnt. Das Geheimnis des Oberlaufes wurde erst 1867 durch einen Abenteuerer namens James White gelüftet. White hatte durchaus nicht die Absicht, geographische Entdeckungen zu machen, sondern kam zu der Fahrt durch den Canyon sehr wider seinen Willen auf einer Goldgräberexpedition, die er im genannten Jahre mit drei Gefährten von Wisconsin aus unternahm. In der Spitze der Gesellschaft stand ein Kapitän Baker, ein Bergmann, der während des Bürgerkrieges Offizier bei den Konföderierten gewesen war. Reiseziel war das Tal des San Juan, eines linken Nebenflusses des Colorado: da sollte es Goldfelder von ungeheurer Reichthum geben. Davon gelockt, machten sich die vier Goldsucher im April 1867 auf den Weg, zunächst nach Colorado City, am Fuße des Pike Peak, wo sie glücklich anlangten. Hier suchte man ihnen ihren Plan als wenig aus-sichtsvoll und sehr gefährlich auszureden. Einer von den vier entschloß sich denn auch, von dem Zug ins Goldland Abstand zu nehmen. Die drei anderen aber, Kapitän Baker, James White und Henry Strole, blieben fest und verließen am 25. Mai 1867 Colorado City in der Richtung nach dem San Juan. Diese weite Reise von über 600 Kilometer machten sie zu Fuß, begleitet von zwei Packeseln, oder viel-mehr Mauleseln, mit Werkzeugen, Mundvorrat und Wolldecken. Wohlbehalten kamen sie ins San Juan-tal. Sie fanden auch Gold, aber nicht in der er-träuteten Fülle. So zogen sie immer weiter west-wärts, 300 Kilometer den San Juan entlang, bis sie an eine Stelle kamen, wo der Fluß in einen dunklen Canyon von großer Tiefe eintrat. Hier verließen die drei Abenteuerer notgedrungen den San Juan und schlugen die Richtung nach dem Colorado ein. Bis dahin hatten sie ungefähr achtzig Kilometer zurückzulegen und sehr unter Wasser-mangel zu leiden. Auch als sie nun an den Colo-rado kamen, konnte sie das erhoffte Maß nicht gleich erreichen, weil der Fluß von senkrecht abfallenden Felswänden eingefaßt war: von da oben sahen sie das Wasser 2000 Fuß unter sich dahinströmen. Es galt also, eine Stelle zu finden, wo sich zum Fluß hinabsteigen ließe. Einen Tag lang zogen sie stromaufwärts, ohne daß sich eine Möglichkeit ge-zeigt hätte. Dann stiegen sie — am 23. August 1867 — schließlich auf einen Seitencanyon, durch den sie mit ihren Tieren am Colorado hinunter gelangten. Hier kamen sie nicht nur zu dem Wasser,

dessen sie so sehr bedurften, sondern fanden auch reichlich Gras für ihre Tiere und eine Menge Treibholz, um ein Lagerfeuer zu machen. So hob sich ihre schon sehr deprimierte Stimmung wieder ein wenig, und der hoffnungsfreudige Kapitän Baker lat noch ein übriges, indem er von goldenen Bergen oder Feldern phantasirte, die sich weiter flussauf-wärts finden sollten. Von der Hoffnung erfüllt, in diesem gelobten Land doch noch zu etwas zu kommen, wurden sie schließlich ganz verquält und sangen lustige Lieder, bis der Schlaf sie endlich übermannte. Früh am Morgen brachen sie auf, um die Weiterreise stromaufwärts, nach Osten, an-zutreten. Unten am Flußufer konnten sie natürlich nicht bleiben: da war nur das wenige angeschwemmte Land, worauf sie gelagert hatten, weiter hinauf füllte der Colorado wieder den ganzen Raum zwischen den Felswänden aus. Sie mußten also durch den Seitencanyon aufsteigen, um auf die Höhe zu gelangen. Keiner Gefahr gewärtig, blieben sie während des Aufstieges nicht zusammen, sondern Kapitän Baker war voraus, ein Stück weiter rück-wärts folgte White, und den Schluß machte Strole mit den Maultieren. Auf einmal erscholl das Kriegsgeschrei einer Anzahl Indianer. Gleichzeitig regnete es Flintenlugeln und Pfeile. Schwer ge-troffen, sank Baker gegen einen Felsen, raffte sich aber noch einmal auf und feuerte auf die zum Vor-schein gekommenen Wilden. Auch White gab Feuer und gleich ihm eilte Strole dem Kapitän zu Hilfe. Aber ihm war nicht mehr zu helfen, es ging mit ihm zu Ende. Seine letzten Worte zu den Gefährten waren, sie sollten sich eilen, er sterbe. Sie kämpften indes, bis sie sich überzeugt hatten, daß Baker tot sei. Dann traten sie den Rückzug an, ohne zunächst von den Indianern verfolgt zu werden; die Wilden machten bei Bakers Leichnam Halt, um ihn des Salspes zu berauben und auszuplündern. Aber es lag natürlich auf der Hand, daß die Wilden, von denen die kleine Gesellschaft sicher schon am Tage zuvor beobachtet worden war, sich den beiden Ueber-gebliebenen an den Sohlen heften würden, wenn sie versuchten, in der zuletzt eingehaltenen Richtung ihren Weg ostwärts, flussaufwärts durch Indianer-gebiet fortzusetzen. Sie folgten also zunächst dem Seitencanyon nach Westen zu und kamen nach vier-stündigem Marsch auf einem Stückchen Schwemmland am Coloradofluß, in der Tiefe des Haupt-canyons, hinaus. Ein Rückgab es nicht wegen der Indianer, und ein Vorwärts war nur auf dem Flusse möglich, der, mit Ausnahme des ange-schwemmten Erdreichs, die ganze Kluft ausfüllte. Material zu einem Fahrzeug war vorhanden in Gestalt von massenhaften Treibholz, wovon sich einige Stücke mittels des Nienengenges der Maul-tiere zu einem Floß zusammenfügen ließen. Es war freilich ein schwerer Entschluß; denn der Strom war sehr reizend und es ließ sich voraussehen, daß in seinem Lauf durch den Canyon gefährliche Hindernisse, Felsblöcke und Stromschnellen, nicht fehlen würden. Aber es blieb den beiden Aben-teurern nichts anderes übrig, als die Fahrt ins Un-bekante zu wagen. Das Floß war bald fertig, der Sack mit den Lebensmitteln darauf festgebunden. Der Proviant konnte für fünf Tage langen. In dieser Zeit hofften die beiden nach Calville zu ge-langen, von dessen Lage am Ende des Canyon sie wußten; die Entfernung freilich schätzten sie bloß und unterschätzten sie. Gegen Mitternacht vom 24. zum 25. August bestiegen White und Strole ihr Floß, nahmen die Stangen zur Hand, womit sie das Fahrzeug lenken wollten, und stießen vom Ufer ab. Rasch trug die Strömung sie von dannen. Früh am Morgen fanden sie ein Fleckchen Land, wo angelegt werden konnte, hielten hier eine Mahlzeit und setzten dann ihre Fahrt auf dem Fluß, der hier ungefähr 200 Ellen (Yards) breit war, fort. Am Nachmittag erreichten sie die Stelle, wo der Green River in den Grand River mündet und beide zu-sammen den eigentlichen Colorado bilden. Hier geht nun erst der „grand canyon“, der große oder großartige Canyon, los: zu schwindelerregender Höhe erhoben sich jetzt die nackten Felswände zu beiden Seiten, 7000 Fuß und darüber. Bis zum 28. August trieben sie stromab, ohne daß sich ein besonderes Ereignis zutrug: nachts legten sie immer an, fuhren bloß am Tage, um die Felsen im Fluß-bett besser vermeiden zu können. Aber am Nach-mittag des 28. August kam ein Hindernis, wo-gegen keine Vorsicht sie schützen konnte. Gegen 3 Uhr hörten sie vor sich ein tiefes Brüllen, wie es ein Wasserfall von sich gibt. Mit immer größerer Schnelligkeit trieben sie nun weiter, und ehe sie sich es verjahren, schoß ihr gebrechliches Fahrzeug, gewaltsam hin- und hergeworfen und alle Augen-blicke vom Wasser überflutet, in furchtbare Strom-schnellen hinein. White hatte sich instinktiv nieder-

geworfen und in Todesangst an das Floß ange-klammert. Strole aber war, mit der Stange in der Hand, am Ende des Fahrzeuges stehen geblieben. Als das Floß einen plötzlichen Sprung in die Tief-machte, stürzte Strole in die tosenden Fluten hinein, mit einem Schrei, der das Gebrüll der Wasse überlante, und verschwand im Moment spurlos. White hielt sich zu kampfhast festgeklammert, um vom Floß abgescleudert zu werden, und kam glück-lich durch die Schnellen hindurch in ruhigeres Wasser. Seine Stimmung aber war verzweifelt. Er hatt den Gefährten eingebüßt und war nun allein in der schredenerregenden Einsamkeit. Auch war wäh-rend der Fahrt durch die Stromschnellen der Pro-viant verloren gegangen. Uebendrein begannen die Resttheile des Floßes sich von einander zu löser und die Nacht brach herein. Es gelang White aber bei ein paar flachen Felsen zu landen, und er konnt sich von dem Ueberstandenen, soweit die Umstände es erlaubten, für ein paar Stunden erholen. Am Morgen band er das Floß so fest, wie möglich wieder zusammen und band sich selbst darauf, im Fall, daß er wieder an gefährliche Stelle kamme. Es dauerte auch gar nicht lange, so mußte er wieder für sein Leben fürchten. Er kam nämli- an die Stelle, wo der Chiquito in den Colorado mündet, und fand hier einen wütenden Wasser-wirbel. Geranme Zeit drehte sich das Floß in dem Strudel rundum. Mit Entsetzen sah White schon die Möglichkeit ins Auge, daß er aus dem Maelstrom gar nicht mehr herauskomme. Da fühlte er auf einmal die Bewegung des Floßes verändert, und als er nun um sich zu blicken wagte, lag der Strudel schon ein Stück hinter ihm. Die Strömung des Colorado wurde nun viel langsamer; die Gegen-der Stromschnellen war überwunden. Der Canyon mit seinen riesigen Wänden aber erstreckte sich immer weiter. Ein Tag nach dem anderen verstrich, und sein Ende des Canyons war abzusehen. Seit vier Tagen schon hatte White nichts mehr gegessen. Am Morgen des fünften Tages sah er ein Stückchen flaches Land mit einigen Mezquitbüschen. Es gelang ihm, mit Aufbietung der letzten Kräfte, anzuliegen. Mit Bier verschlang er die paar grünen Schoten und die Blätter, ohne daß sein nagender Hunger gestillt worden wäre. Als er seine Fahrt fortsetzte, war er nicht mehr imstande, das Floß zu steuern, und verfiel allmählich in völlige Apathie. Ein wenig befebt wurde er erst am Nachmittage des sechsten Tages dadurch, daß er vom Ufer her menschi-lich Stimmen hörte, und sich aufrichtend, Leute er-spähte, die ihm winkten. Er raffte noch einmal Kraft genug zusammen, um ans Ufer zu gelangen. Hier fand er eine Anzahl Indianer vom Stamm der Yambais, die seit Jahren auf einem Streifen an-geschwemmten Landes im Grunde des Canyons wohnten, wozu sie allein einen Pfad aus der Ober-welt kannten. Der Empfang war erst sehr wenig gastlich. Ein Indianer packte White grob an, schleppte ihn aufs Ufer und begann, ihm seine zer-kumpten Kleider abzuzerren, ohne von den ver-zweifelten Zeichen Notiz zu nehmen, womit White andeutete, daß er am Verhungern sei. Ein anderer Indianer aber hatte Mitleid und gab ihm etwa- Fleisch und geröstete Mezquitbohnen zu essen. Als White sich ein wenig erholt hatte, gab er den In-dianern durch Zeichen zu verstehen, daß sein Ziel die nächste Ansiedlung von Weißen sei, und erhielt die Antwort, daß er sie auf seinem Floß in drei Tagen erreichen könne. Am nächsten Morgen fuhr er also, immer noch sehr gebrechlich, wieder ab. Ein wenig Mundvorrat hatten ihm die Indianer für seinen Revolver verkauft: es war aber so wenig, daß er nicht einmal am ersten Tage zur Stillung seines Hungers reichte. Und fast drei Tage ver-gingen, ohne daß White sein Ziel erreicht hätte. Er vermochte nicht mehr zu denken und nicht mehr sich aufrecht zu erhalten. Auf das Floß hingestreckt, fühlte er sein Ende herankommen. Am späten Abend dieses dritten Tages endlich, am 14. Tage seit dem Beginn der Floßfahrt, hörte er wieder Stimmen und Mudererschlag, fühlte sich angefaßt und in ein Boot gehoben. Bewohner der Mormonen-kolonie Calville hatten ihn gesehen und sich auf-gemacht, ihn an Land zu bringen. In Calville er-holte sich White rasch von allem, was hinter ihn lag. Er machte sich in diesem Ort ansässig: die Goldgräbererei verlockte ihn nicht mehr. Er wird sich auch wohl nicht wieder in den nahen Canyon ge-wagt haben. 1869 wurde der ganze Oberlauf des Colorado von einer Forschungs-expedition erstmalig zu wissenschaftlichen Zwecken erkundet. Solche hatten James White ja ferngelegten, aber es bleibt ihm der Ruhm der ersten Fahrt durch den Canyon des Colorado.

Nachdruck des Inhalts verboten!